

JEANNE ALLEMANN

## «Ich habe ein reiches Leben»

**Jeanne Allemann ist eine farbenfrohe Person: rote Lippen, rotes Haar, grüner Mantel. So leuchtend ihre Erscheinung, so lebendig ihre Erzählweise. Sie weiss, was sie berichten will, und tut es ohne Umschweife im Atemschutzraum der alten Feuerwehr Viktoria, den sie gelegentlich als Büro benutzt. Alles fing am Jurafuss an.**

Ich wuchs in Wiedlisbach am Jurafuss auf. Ich wollte Sozialpädagogin werden, dafür musste ich aber achtzehn Jahre alt sein. Deshalb ging ich nach der Schule ins Welsche in ein Haushaltungslehrlingsjahr. Vater fand, «mit Chindli schaffe» sei keine richtige Ausbildung, dafür habe er kein Geld. So arbeitete ich ein Jahr lang in der Tela-Papierfabrik als Maschinenführerin. Abteilung Servietten. Schicht. Um meine Ausbildung zu finanzieren. Ich wollte «Lehrerin für praktisch Bildungsfähige» werden, wie das damals hiess, für Kinder mit Beeinträchtigung also. Während der Ausbildung an der BFF wurde ich politisiert. Ich ging an erste Bewegungsdemos. Damals waren Prügelstrafen in Institutionen noch gang und gäbe, zumindest Schreien. Dagegen lehnte ich mich sehr auf, in der Schule – was ohne die Unterstützung durch eine Lehrerin meinen Rausschmiss bewirkt hätte – und in der Institution, in der ich später arbeitete. Dort wurde mir fristlos gekündigt, weil ich die Kinder zu antiautoritär erziehe, viel zu modern.

Ich war oft in der Reitschule, lernte viele Leute kennen. Dadurch kam ich in die Brass, wo ich das andere Arbeiten, das Selbstverwaltete kennenlernte. Ich wohnte mit meinem besten Freund in der Altstadt. Durch ihn lernte ich Thömu kennen. Ich wurde relativ schnell schwanger. Wir waren sehr jung und sehr modern. Wir entschieden uns beide für das Kind, ich wollte, dass er auch ja sagte. Franz, mein schwuler Freund, und Petra sagten, sie wollten helfen, zu dem Kind zu schauen. Wir suchten neue Wohn- und Lebensformen. Ich lernte andere Frauen kennen, die Kinder erwarteten. Wir führten viele Diskussionen darüber, wie wir auch als Mütter Frauen bleiben können, für die es nicht nur die Mutterrolle gibt. Ich wollte weiterhin arbeiten gehen. Thömu wollte fünfzig Prozent arbeiten und ich fünfzig. Ich wohnte noch mit Franz, nicht mit dem Vater des Kindes und die Freundschaften mit den Frauen wurden inniger. Wir merkten, dass wir keine Einzelkinder wollten, sondern eine Art Grossfamilie. Die Männer würden für sich wohnen und wir zusammen. Auch, weil politische und Frauenthemen für uns immer wichtiger wurden. Wir besetzten mehrere Wochen lang mit unseren Kindern die städtische Liegenschaftsverwal-



Eine Frau, die viel ausprobiert hat:  
Jeanne Allemann. Bild: zVg

tung und forderten Raum für neue Lebensformen. Dann erhielten wir Wohnungen im Breitsch, in der Lorraine und im Murifeld. Wir gründeten eine Müttergruppe und die Väter eine Vätergruppe. Wir hüteten einander die Kinder. Später stellten wir Yogi an und gründeten den Firlianz-Chindsch. So konnten wir Eltern auch unseren andern Interessen nachgehen.

Ich wohnte an der Jurastrasse und dann im Q-Hof, wir Frauen unterstützten einander zusätzlich. Zusammen wohnen, zusammen Politik machen, zusammen leben. Arbeitsgruppen, Anlässe, Demos. Die grosse Mühlebergdemo. Wir waren engagiert. Gleichzeitig gründete ich mit zwei Freundinnen die Frauendruckerei, ohne dass eine von uns vom Fach gewesen wäre. Wir arbeiteten uns ein. Eine Zeitlang arbeitete ich als Strassenwischerin.

Kino, Filme, Festivals waren immer eine Herzblutangelegenheit für mich. Das Metier interessierte mich sehr, und in der Ausbildung zur Filmemacherin an der Kunstgewerbeschule merkte ich, wie vielseitig der Beruf ist und wie kollektiv alle miteinander arbeiten. Ich lernte viele Leute kennen, machte auch bei ein paar Filmprojekten mit, aber der Job war in der Schweiz brotlos. Ich hätte ins Ausland gehen müssen, entschied mich jedoch da-

gegen. Tinu, mein Kind, ging hier in die Schule und ich wollte nicht alles, was ich aufgebaut hatte – Grossfamilie und die ganzen Strukturen – aufgeben. Ich beschloss, die Ausbildung zur Wen-Do-Trainerin zu machen.

Als Sozpäd arbeitete ich nie mehr, die veralteten Institutionen fand ich schrecklich. Aber meine soziale Ader blieb. Als Frauengruppe hatten wir Wen-Do-Trainings organisiert. Das machte mir wirklich Spass. Wen-Do ist Selbstbehauptung und Selbstverteidigung von Frauen für Frauen und Mädchen. Wichtiger Ansatz: Auch geistig müssen wir uns entscheiden, uns als Frau zu verteidigen. Schlaghemmungen abbauen, Blockierungen lösen. Wen-Do ist einfach erlernbar, braucht keine sportliche Voraussetzungen, hat aber viel mit dem eigenen Frauenbild zu tun, das anerzogen oder gesellschaftlich bedingt ist. Gewalt fängt lange vor körperlicher Gewalt an. Ich entwickelte den Ansatz der Selbstbehauptung mit Körpersprache, Mimik und Wortgebrauch. Wahrnehmung, Grenzen setzen, der Überrumpelung entgegentreten. Wen-Do ist keine übliche Kampfsportart, es ist individuell, und sehr auf die Frauenrealität zugeschnitten. Wer als Kind nein sagen durfte, kann das auch als Frau besser. Me too und Mobbing – damit beschäftige ich mich seit dreissig Jahren. Gesellschaftlich ist noch längst nicht alles gut. Noch immer gibt es grosse Tabus, in fast jedem Wen-Do-Kurs werden sie gebrochen und kommen erlebte Geschichten zur Sprache. Oft kann dann das Schwere durch Solidarität ins Positive, in die Kraft gewendet werden.

Nach der Ausbildung machte ich mich bald selbständig. Ich war weit herum die Einzige, die geschlechtsspezifisch arbeitete. Ich musste mir oft anhören, dass ich sicher Probleme mit Männern hätte, dass ich diesen Beruf wählte. Irgendwann wurde es mir zu blöd, darauf überhaupt noch einzugehen. Mädchen und Frauen sind meist in einer ganz andern Situation als Buben und Männer, wir haben nicht gegen die Männer gearbeitet, sondern für uns Frauen.



Unter anderem arbeitete ich im Frauenhaus und in Suchtfachkliniken. Die Institutionen buchten mich regelmässig, denn die Thematiken Sucht und Gewalt sind sehr nah beieinander. Dieses Einkommen gab mir eine Grundsicherheit.

Ich machte noch eine Therapieausbildung, Psychodrama. Und fing an, mit geistig und körperbeeinträchtigten Frauen zu arbeiten. Ich merkte, wie viele von ihnen von psychischer, sexueller und körperlicher Gewalt gerade aus dem familiären Umfeld betroffen sind. Die Frauen schätzen es, einmal einen Rahmen zu haben, in dem jemand ihnen zuhört und glaubt. Für mich ist es eine sehr dankbare Arbeit, die ich liebe. Ich fand es immer lässig, dass ich verschiedene Sachen ausprobiert habe. Eigentlich hätte ich Lehrerin werden wollen, aber das durfte ich nicht als Kind einer Arbeiterfamilie. Das machte man nicht, schon die Sek war aussergewöhnlich. Diese Ungerechtigkeit störte mich sehr. Mein Bruder durfte alles und ich musste mir alles erkämpfen.

Es ist ein extremes Privileg, wenn man nach all den Jahren die Arbeit noch immer gern hat. Wirklich lässig ist auch, was sonst geblieben ist: Die Wahlfamilie und die Kinder, Mütter und Väter, die immer noch Verbindung haben. Wir können nun auf vierzig Jahre zurückschauen, allen Kindern geht es gut, sie sind gut drauf. Wir haben ihnen sicher einiges zugemutet, wir hatten ja keine Vorbilder, wurden im Gegenteil oft kritisiert. Aber es ist gut gekommen und hat auch viel Freiheit ermöglicht. Auch als Heidle starb, zeigte sich, dass die Leute da sind und tragen helfen.

Ein Traum? Von mir aus kann es so weitergehen. Ich habe ein reiches Leben. Es darf so bleiben.

Aufgezeichnet von Katrin Bärtschi

+ 69 ebenso spannende Quartier-Chöpf-Portraits finden Sie auf [www.afdn.ch](http://www.afdn.ch)

«Mein Bruder durfte alles und ich musste mir alles erkämpfen.»